

## Einleitung

Eigentlich sollte es eine Reportage werden. „Die Kinder der Frankfurter Allee“ sollte sie heißen. Schauplatz: das Ostberlin der Siebziger- und Achtzigerjahre. Ich hatte Jörg Richert kennengelernt. Einen Sozialarbeiter, der in diesem Teil von Berlin-Lichtenberg aufgewachsen war. Er erzählte mir, dass in seiner Klasse fast ausnahmslos Kinder gesessen hatten, deren Eltern zur Nomenklatur der DDR gehörten – Parteifunktionäre, Diplomaten, Offiziere der Staatssicherheit. Sein eigener familiärer Hintergrund war ein ganz anderer. Weder Mutter noch Vater machten ein Geheimnis daraus, dass sie dem System ablehnend gegenüberstanden. Dass sie 1973 eine Wohnung in den schicken neuen Hochhäusern an der Frankfurter Allee bekamen, grenzte daher an ein Wunder: Das Viertel wurde gerade im Auftrag des MfS, des Ministeriums für Staatssicherheit, errichtet, weil hier, in unmittelbarer Nähe zur Zentrale, ein Großteil der Mitarbeiter angesiedelt werden sollte.

Mich interessierte das Nebeneinander dieser so gegensätzlichen Welten, und so fing ich an, einige von Jörgs ehemaligen Klassenkameraden zu interviewen. Schon die ersten vier – ein Mann und drei Frauen – kamen aus „Stasi-Familien“: Ihre Väter, bei zweien auch die Mütter, waren Mitarbeiter des MfS gewesen. Je mehr ich darüber erfuhr, was diese „Kinder“ erlebt hatten, desto klarer wurde mir, dass hier mein eigentliches Thema lag. Also machte ich mich auf die Suche nach weiteren Gesprächspartnern.

Sie zu finden war schwierig. Das Brandmal Stasi tragen eben auch jene, die sich gar nicht selbst für diese Tätigkeit entschieden haben und nur durch ihre Eltern – meist die Väter – damit in Berührung gekommen sind. Sippenhaft. Auch 23 Jahre nach dem Mauerfall.

Doch während ehemalige MfSler auf Tagungen, Diskussionsveranstaltungen oder in Dokumentarfilmen längst selbstbewusst ihre Sicht der Vergangenheit schildern, schweigen ihre Töchter und Söhne. Entsprechend wenig Material gibt es über sie. Keine Bücher, keine soziologischen oder psychologischen Untersuchungen, nicht einmal ein Forum im Internet.

Trotz der vielen Filme, Bücher und Berichte, die im Laufe der Zeit über die Staatssicherheit entstanden sind, ist das Bild seltsam eindimensional: Die Stasi – das ist entweder der Apparat, monströs und letztlich immer noch undurchschaubar, durch den ein ganzes Volk überwacht und terrorisiert wurde, oder das Netz von Spitzeln, das sich durch alle Schichten der DDR-Gesellschaft zog. Diejenigen aber, die hinter alledem standen, die im Auftrag des MfS tagtäglich ihre Arbeit versahen – in der Berliner Zentrale oder einer der vielen Kreis- und Bezirksverwaltungen –, bleiben dahinter verborgen, genau wie ihr Privatleben.

Dabei waren diese Hauptamtlichen die eigentlichen Akteure – nicht die IM, die inoffiziellen Mitarbeiter, auf die sich noch immer das überwiegende Interesse der Öffentlichkeit richtet. Anders als jene standen sie in direktem Dienst- und Befehlsverhältnis zur Staatssicherheit, auf die sie einen lebenslang gültigen Eid abgelegt hatten. Sie genossen viele Privilegien und bezogen ein Gehalt, das deutlich über dem DDR-Durchschnitt lag, waren zugleich aber an einen ganzen Katalog von Regeln und Vorschriften gebunden, die auch die privatesten Bereiche ihres Lebens bestimmten – und ihr gesamtes Umfeld betrafen.

Es war nicht egal, in wen sich die Tochter verliebte, für welchen Fußballclub der Sohn schwärmte oder ob die Ehefrau Briefe an ihre Tante in München schrieb: Jede Abweichung von der sozialistischen Norm fand ihren Weg in die Akten. Schon kleinste Vergehen konnten zu unangenehmen Befragungen durch die Disziplinarabteilung führen. Ein Sohn, der in den Westen wollte, eine Tochter, die sich in Kirchenkreisen bewegte, gar das Ende der Karriere bedeuten. Die zahllosen Dienstvorschriften, die regelmäßig verfassten Beurteilungen der hauptamtlichen Mitarbeiter und Zitate aus den Akten der Eltern, manchmal auch der Kinder, dokumentieren Härte und Unerbittlichkeit des „Apparats“, der auf familiäre Bindungen keine Rücksicht nahm.

Die in vielen und natürlich auch westdeutschen Familien üblichen Auseinandersetzungen um Benehmen, Kleidung, Freundeskreis oder Musik – im Kosmos Stasi standen sie immer unter existenziellen Vorzeichen und waren darum weit mehr als ein Konflikt zwischen den Generationen. Wer hauptamtlich beim MfS arbeitete, war gezwungen, die eigene Familie auf Linie zu halten – oder es zumindest so aussehen zu lassen. Der Druck, der dadurch auf allen Beteiligten lastete, muss gewaltig gewesen sein. In dem, was die heute erwachsenen Kinder erzählen, lässt er sich erahnen, in den Kaderakten der Eltern wird er offenbar.

Die Kinder und ihre Erlebnisse stehen im Mittelpunkt dieses Buches. Um aber auch die vom MfS bestimmte Lebenswelt der Eltern zu beleuchten, erklären kleine Exkurse, welchem Diktat sie sich mit ihrer eidesstattlichen Verpflichtung unterworfen hatten.

Ich habe über zwanzig ausführliche Interviews geführt. Die Geschichten von insgesamt dreizehn Kindern fanden Eingang in dieses Buch, fünf sind anonymisiert: Frank Dohrmann, Martin Kramer, Stefan Herbrich, Silke Ziegler und Anna Warnke sind nicht die richtigen Namen. Ihre Schilderungen werfen Schlaglichter auf eine Welt, die letztlich nur diejenigen wirklich beurteilen können, die sie selbst erlebt haben. Sie zeigen, dass es nicht die typische „Stasi-Familie“ gab, nicht das typische „Stasi-Kind“: Es gab Väter, die sich nicht an das Kontaktverbot zu ihren „staatsfeindlichen“ Töchtern gehalten haben und dafür dienstliche Nachteile in Kauf nahmen. Aber auch Väter, die den Anweisungen folgten und sich mit allen

Konsequenzen von ihnen lossagten. Es gab Söhne, die unter dem weitergegebenen Druck zerbrachen, und Töchter, die noch bis weit in ihr Erwachsenenleben und lange nach dem Fall der Mauer im Sinne ihrer Eltern funktionierten. Es gab Kinder, die über Nacht mit der Agententätigkeit ihrer Väter konfrontiert wurden und deren Leben dadurch von heute auf morgen eine dramatische Wendung nahm. Und es gab Jugendliche, die sich in einem Kampf gegen das System und gegen Vater und Mutter erschöpften, den sie so nie gewollt hatten.

Die Kinder von damals sind längst erwachsen, haben teilweise selbst schon Kinder und Enkel. Der Apparat, dem ihre Eltern einst dienten, ist seit über zwanzig Jahren Geschichte. Die Folgen seiner Eingriffe in die innersten familiären Beziehungen aber wirken bis heute nach.